Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhdlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 521. **Montag** den 13. Oktober 1902. **96. Jahrgang.**

Nach der Schlacht bei Jena
am 14. Oktober 1806.

Von Dr. Kurt Krebs.

Nachdruck verboten.

I.

Daß sich unser Vaterland Sachsen seit dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein eines fast vierzigjährigen Friedens erfreut hatte, das hielt der schlichte Mann im Volke für das besondere Verdienst des Kurfürsten Friedrich August, für einen Erfolg der großen Selbständigkeit in seinen Entschließungen, seines unbestechlichen Rechtssinnes und seines ehrlichen Wohlwollens. Die Dankbarkeit gegen den damaligen sächsischen Landesherrn kannte darum auch kaum Grenzen: man redete von ihm als einem verehrungswürdigen, vortrefflichen und gerechten, von der landesväterlichen Milde des teuersten Kurfürsten, von der weisen Staatsverwaltung Sachsens u. s. w. Daß sich mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts Kriegsgewölk am Himmel Sachsens zeigte, das schrieb man nicht irgend einem Verschulden des Kurfürsten zu, sondern der allgemeinen politischen Lage. Das böse Vorbild der französischen Revolution hatte dem Unkrautsamen derselben in Sachsen keinen Boden bereitet, die sächsische Gemütlichkeit hatte keine Erschütterung erfahren. War die Lage der Landwirtschaft ungünstig, so daß, wie in den Jahren 1803 und 1804, Trespenfrucht die Scheffelzahl geben mußte, so sah man den Hauptgrund wohl in der schlechten Bodenart oder in mehr als nötiger Nässe, niemals aber in irgend welchem Mißgriff der Landesregierung; mußte man infolge von „Destruierung" um Hülfe bitten, so gab man „devot" die näheren Veranlassungen an und verharrte „in tiefster Submission". Daß so manche Stadt, wie z. B. Zörbig, manches Dorf, wie Seegeritz bei Taucha, arm war, galt für unabänderliche Tatsache, in welche sich gutwillig zu fügen, für das einzig Vernünftige angesehen wurde. Dieser ergebungsvollen Treue war sich der Sachse gar wohl bewußt; er sah in ihr einen Wert, für den der Landesherr Vergeltung üben, ein Opfer, das die Gegenliebe des Kurfürsten finden müsse. Und auch das Jahr 1805 änderte in diesem Kindschaftsverhältnisse der Sachsen zu ihrem Kurfürsten nichts, wenngleich jetzt Sachsen im Bunde mit Preußen gegen Napoleon I. die Grenzen sichern mußte. Brachten diese Vorsichtsmaßregeln auch für die Bewohner Sachsens mancherlei Drangsale mit sich, so „war es doch erträglich und ließ Zeit und Mittel übrig, alles leisten zu können". In dem Kurfürsten sah man ein ebenso bedauernswertes Opfer der politischen Verhältnisse, wie in sich selbst. Aber einem Stande der Bevölkerung gegenüber fing man doch an, sich durch die herrschenden Gewohnheiten und Sitten benachteiligt zu fühlen und gleiches Recht zu fordern. Eintretende Not führte jetzt den schlichten Sachsen zu derselben Erkenntnis, zu welcher Rousseaus Gesellschaftsvertrag Frankreich seit 1762 erzogen hatte, wofür Johann Heinrich Voß in seinen in ihrer politischen Bedeutung viel zu wenig gewürdigten Liedern und Idyllen dem norddeutschen Bauer das Verständnis öffnen wollte.

Und nun brachte das Jahr 1806 gar den Krieg ins eigene Land! Es begann unter nicht gerade glückverheißenden Umständen. Bei dem unerwarteten Körnerverbrauche durch zahlreiche Einquartierung im Herbste des Jahres 1805 war an Aussaat des Wintergetreides nicht zu denken gewesen, und als sie für vieles Geld im Frühling des Jahres 1806 nachgeholt worden war, brachte sie nur so geringen Ertrag, daß das Sommergetreide dieses Jahres, mochte es auch noch so gut ausgefallen sein, unter den eintretenden Umständen dennoch nicht hinreichte. Die kurfürstliche Regierung fand daher mit ihrer Verfügung, von jeder Hufe 42½ Pfund Mehl in das nächstgelegene Magazin abzuliefern, wenig Beifall, ja es blieb ihr einigen Gemeinden gegenüber, wie Bröhsen bei Leisnig, das am 9. Juli des Jahres 1805 von einem großen Brandunglück heimgesucht worden war, und Werlitzsch bei Landsberg, welches am 8. September desselben Jahres ähnliche Heimsuchungen zu erdulden gehabt, nichts weiter übrig, als sie zurückzunehmen. Der 9. Oktober brachte die Kriegserklärung des mit Sachsen verbündeten preußischen Staates an den Franzosenkaiser und mit ihr über einen großen Teil der Bewohner unseres Vaterlandes im Laufe von Jahrzehnten unbekannt gewordene Nöte.

Über die ersten Unannehmlichkeiten, welche dieser Krieg mit sich brachte, heißt es in einem Schreiben von „des Amtes Rochlitz sämtlichen unmittelbaren Dorfschaften": „Wir hatten ebenfalls wieder, gegen andere Gegenden, die stärksten Einquartierungen vom Königl. Preuß. und Kurfürstl. Sächs. Militär bei dem Ausmarsche; die Verpflegung der vielen Pferde neben den Lieferungen, die Strapazen unseres eigenen Viehes, wobei wir es nach Möglichkeit mit Futter unterstützen mußten, machten unsere Vorräte bald alle." Fortsetzt die Belehrung über die damaligen kriegerischen Bewegungen ein Bericht aus Gera in folgenden Worten: „Zur Zeit der Wintersaat rückte den 30. September das Preuß. Füsilier-Bataillon von Mühle in Liebschwitz nebst übrigen Dörfern ein und ging den 2. Oktober wieder ab, an dessen Stelle ein Teil des Sächs. Regiments von Thümmel antam und den 8. Oktober wieder aufbrach. Da nun durch die dieserhalb zu prästierende Spannung, auch mitunter eintretende Magazin-Fuhren die Fröner an Bestellung derer Ritterguts-Felder gehindert wurden" u. s. w. Während die bekannten Niederlagen der verbündeten Preußen und Sachsen am 10. Oktober bei Saalfeld und am 14. Oktober bei Jena und Auerstädt in die den Schlachtenorten zunächst liegenden Gegenden, z. B. nach Gera, völliges Kriegsleben brachten, vermutete man hier in Leipzig noch so wenig die ganze Wucht der drohenden Heimsuchung, daß ein hiesiger Pferdehändler sogar noch einen größeren Transport von Pferden zum Verkauf nach Zerbst bringen lassen wollte. Doch, wie man um Gera nur zu bald den ganzen schweren Ernst des begonnenen Krieges zu fühlen bekam, so auch in der Umgebung Leipzigs.

Die Vortrabe der französischen Truppen kamen schon am 11. und 12. Oktober in den Ortschaften südlich von Gera an und betrugen sich, abgesehen von einer Ausplünderung des Rittergutsbesitzers von Ziegenhirt auf Liebschwitz, der sich unterwegs befand, gut. Als aber am 13. Oktober das Gros der französischen Infanterie daselbst ankam, wurde mit Mißhandlung und Plünderung der Bewohner, Vernichtung von Türen, Kisten und Kästen, „auch Abbrennung der Pfarre und Schmiede viel Unfug getrieben". Daß dort bei den Tumulten dieses Tages vier Franzosen das Leben einbüßten, mußten die Bewohner jener Dorfschaften schwer büßen. Schon am 14. Oktober erschienen französische Kommissare zur Untersuchung des Geschehenen in Liebschwitz und am 15. dieses Monats neben dem 11. französischen Dragoner-Regimente ein Strafkommando von 400 Mann. Was die vorher dageweisene Infanterie etwa noch übrig gelassen, das hat dieses vollends geplündert und ruiniert, ja auch das Rittergut erfuhr jetzt dasselbe Schicksal. Glücklich daher, wer sich rechtzeitig auf und davon gemacht, wer sein Vieh in Wälder gerettet und dort verborgen gehalten hatte.

Was an Preußen und Sachsen nicht von den siegreichen Franzosen gefangen genommen worden war, sondern die Flucht in das Innere des Landes hatte antreten können, das war für die Bewohner des platten Landes in vielen Beziehungen eine neue Last, denn nicht nur, daß es jetzt galt, neue Einquartierung zu befriedigen und Fuhren in reicher Menge zu leisten, man verbrannte auch, um den Franzosen das weitere Vordringen unmöglich zu machen, an den Flußübergängen die Brücken, z. B. die zu Dessau am 13. Oktober, und erschwerte damit den Verkehr der einheimischen Bevölkerung miteinander auf das schlimmste. Die weniger bekannte dritte Niederlage der Preußen in jener Zeit am 17. Oktober bei Halle erlaubte den Kriegswagen, nun auch die Umgebung Leipzigs zu überfluten. Dr. Christof Heinrich Brenz auf Queis redet in einem Berichte vom 29. November von sehr harten Pressuren, von Plünderungen unter lebensgefährlichen Bedrohungen und Behandlungen, von gewaltsamer Eröffnung der Türen, Zertrümmerung mehrerer Behältnisse und Schränke, so daß der Verlust seines Pächters Küster 1147 Rtlr. 2 Gr. betrug, sein eigener 287 Rtlr. 16 Gr., der des Justitiars Schulze zu Klepzig 308 Rtlr. 18 Gr. und der der Kirche daselbst auch einige zwanzig Taler. An lebensgefährlichen Verletzungen wurden dem friedlichen Bewohner des platten Landes die unerhörtesten zugefügt: Pfarrer Mühlert zu Klepzig wurde schwer verwundet, dem Rittergutspächter Johann Georg Schnell durch einen Schuß das Brustbein zerschmettert! Und je mehr es den Franzosen gelang, den Preußen in das Innere ihres Landes zu folgen, desto mehr verbreiteten sich Not und Elend. Ergreifende Berichte darüber enthält das Archiv der Leipziger Kreisstände, u. a. auch aus dem damals noch zu Sachsen gehörigen Orte Zörbig.

Dicht an der Straße von Halle nach Dessau und Magdeburg gelegen, litt Zörbig seit kurzem unter starken Forderungen von Hafer, Heu und Stroh, Bier, Branntwein, Brot, Butter und Wein für starke Armeen und einzelne Trupps. Am schlimmsten aber gestaltete sich die Lage dieser Stadt in der Zeit vom 18. bis 21. Oktober 1806. Am 18. Oktober kam ein Kommando französischer Husaren vor das Rathaus geritten und forderte auf Befehl des Reichsmarschalls Bernadotte unter den fürchterlichsten Drohungen entweder eine Brandschatzung von 201 Rtlr. 8 Gr. oder die Einlieferung zweier Magistratspersonen in das französische Hauptquartier. Am 19. Oktober wurde die Bürgerschaft der ganzen Stadt das Opfer einer allgemeinen Plünderung und am 21. Oktober das Rathaus der Schauplatz wüstester Greuel. Der hinter eisernen Türen im Stadtarchiv befindliche eiserne, mit tüchtigen Schlössern versehene Depositenkasten wurde an diesem Tage mit Beilen zerhauen und seines Inhaltes von 1400 Rtlrn. entleert. Kein Wunder, daß Dr. Schnorr am 3. November schreibt, noch ganz betäubt zu sein von diesen Vorfällen, noch immer diese Schreckensscenen vor den Augen herumschweben zu sehen.

Und auch sechs bis acht Wegstunden östlich von Zörbig ging es in jener Zeit nicht viel besser zu. Die Nachbarn der Hammermühle bei Düben wurden in so gewaltsamer Weise um Geld und Wirtschaftsgegenstände gebracht, daß ein einziger Händler allein nicht nur einen Verlust von 329 Rtlr. 19 Gr. erlitt, sondern auch „von der dadurch erlittenen Alteration über zugefügte Mißhandlungen" das Leben einbüßte. Und in Authausen bei Düben wurde ein greiser Schänkwirt von Marodeurs beinahe an den Bettelstab gebracht. Von der bekannten Blitzesschnelle, mit welcher sich damals das Kriegsunglück über die elbischen Gebiete Preußens verbreitete, erhält man einen neuen überraschenden Begriff aus der Klage des schon erwähnten Leipziger Gastwirts und Pferdehändlers darüber, daß ihm schon vor dem 14. November 1806 zu Prenzlin in Mecklenburg durch einen Husaren-Rittmeister der Avantgarde Bernadottes zehn Pferde mit Gewalt aus dem Stalle genommen worden seien.

Mit der Bekanntgabe dieser offensichtlichen Kriegsleiden der Bewohner der weiteren Umgebung Leipzigs im Jahre 1806 ist noch keineswegs alles Wissen von den großen Nöten in jenen Zeiten vollständig aufbereitet. Sicherlich, sie waren die augenfälligsten; aber nicht minder drückend waren die von der einheimischen Obrigkeit geforderten Lieferungen, die von den feindlichen Truppen eigenmächtig gestellten Ansprüche, die Verluste durch Raub, Gewalt und Drohung, die Opfer, welche die Einquartierungen heischten, und endlich die Sorgen um die Zukunft, da die Einsaat des Wintergetreides unterblieben war.

Schon während der Verhandlungen zwischen Preußen und Sachsen zu gemeinschaftlichen Schritten gegen Frankreich wurde, wie schon angeführt, von den sächsischen Kreiskommissariaten eine Lieferung von Getreide und Futter an die Kurfürstlich Sächsischen Magazine in Aussicht gestellt, und zwar 42½ Pfund von jeder Hufe. Das Unglück der Verbündeten und der Einbruch des Feindes in unser Land machten der schonenden Rücksichtnahme unserer Regierung bald ein Ende und zwangen zur Einforderung von verschiedenen Ausschreibungen, z. B. von 1 Scheffel 2½ Meye Weizens auf 1 Hufe Landes. Da diese Lieferungen bezahlt wurden, so könnte man meinen, hätte der sächsische Landwirt durch diesen Krieg ein unerwartet bequemes Absatzgebiet für seine Erzeugnisse erhalten gehabt. Dem war leider nicht so, „denn", so schreibt z. B. Justizamtmann Friedrich Cuno in Colditz am 10. Dezember 1806, „bei der letzten Mehl-, Hafer-, Heu- und Strohlieferung haben Decourte stattgefunden, welche den Ortschaften zusammengerechnet an die 600 Rtlr. gekostet haben, obschon dieselben reichlich gemessen und gewogen und in guter Qualität, das heißt, so gut sie es selber haben, abgeliefert." Und wie hier, so ist es sicherlich auch anderwärts gewesen; aber es sollte noch viel schlimmer kommen. Tat der Landmann auch „alles Erfinnliche in Ansehung der Güte, des Maßes und Gewichtes" zur Erfüllung der an ihn gestellten Forderungen, ja lieferte er, wie man unterm 12. Dezember 1806 aus Rochlitz schrieb, den Kern des Mehles und aß das Schwarze selbst, so konnte er doch nicht die Zufriedenheit des eingebrochenen Feindes erlangen. Anstatt die Lieferungen in natura anzunehmen, forderte man sie schließlich in Geld, und davon war der Bauer durch mancherlei Umstände „fast gänzlich entblößt". Das Unvermögen, den ausgeschriebenen Lieferungen in dieser Form zu genügen, wurde nicht bloß von einzelnen Bauern, die Brandunglück heimgesucht, und daher weder Brot für sich, noch Futter für die Ihrigen hatten, bestätigt, sondern auch von ganzen Gemeinden, z. B. Seegeritz bei Taucha. Wie mitunter auch — dem Kreiskommissar ganz unerwartet — Lieferungen ausgeschrieben werden mußten, möge durch die Mitteilung bewiesen sein, daß am 3. November in Leipzig für das Biwak von 16000 gefangenen Preußen und 4000 Mann französischer Bedeckung 8000 Bund Stroh gefordert wurden. Statt dessen reichte sie augenblicklich der Kriegskommissar André vor, aber der Rat unserer Stadt ließ sie wieder durch die Kreisdeputation vom platten Lande einfordern.

So wenig der eingefallene Feind in der Ernährung seiner Truppen dem unschuldigen Landbewohner gegenüber den Ruf einer ritterlichen Kriegführung wahrte, so wenig auch bezüglich der Beförderung derselben und der des Kriegsmaterials. Nicht in mitgebrachten französischen Geschirren ließ der französische Kaiser nötig werdende Transporte vollführen, sondern der Deutsche mußte zur rascheren Untersuchung und Verwaltung seines Landes die eigenen Pferde und Geschirre hergeben, in Lützen z. B. am 31. Oktober 56, am 2. November 80 und am 3. November wieder 56. Wohl wurde der Bauer für diese Fuhren entschädigt, und zwar am 10. Dezember 1806 in Colditz noch für ein Viergespann pro Tag mit 5 bis 6 Talern, am 12. Dezember in Rochlitz bereits mit 8 bis 12 Talern, so daß auch diese Verhältnisse hätten zu einer reichen Einnahmequelle werden können. Leider aber hatte diese scheinbare Rechtlichkeit ihre bedauerliche Kehrseite. Die Uebernahme von Fuhren war keineswegs dem persönlichen guten Willen des Einzelnen überlassen, sondern die Behörden zwangen zur Ausführung solcher Dienste. Sie konnte natürlich nur der Pferdner leisten, aber die Gesamtheit der Einwohnerschaft eines Ortes hatte die Kosten dafür aufzubringen. Oft geschah es, daß die Pferdner kaum wieder in ihr Heimatsdörfchen zurück, und schon wieder behördliche Aufforderungen zu neuen Spanndiensten eingetroffen waren; anfänglich geschah dies aller elf Tage, später aller neun, ja im Dezember so häufig, daß man z. B. in Gaudlitz bei Döbeln, schließlich binnen 24 Stunden drei Militärfuhren nach Hubertusburg tun und zugleich daneben auch die Leipziger Fuhren

Feuilleton.

Vom Regen in die Traufe.

Eine Schmugglerhumoreske von Josef Maertl.

Nachdruck verboten.

Es ist ein altes Sprüchwort: Nichts kann der Mensch weniger vertragen, als eine Reihe guter Tage.

Beim alten Grenzerloisl, einem Beamten der Stationswache zu Ramsau, hatte sich dieses auch bewahrheitet!

Fünfundfünfzig Jahre war er als ehrbarer Junggeselle durch's Leben gegangen, da packte ihn eines Tages auf einsamer Wacht der Versucher und sagte: „Loisl, du mußt a Häuserin haben, jetzt wo deine Schwester abg'himmelt is. I gib dir an Rat. Heiras' die schwarze Damerlkathl! Sie is a ehrsame Wittib und waar grad recht für dein Häusel und di! Nachher braucherst wenigstens dein Schweinderl und die Goas und i Henner nit selber zu futtern und hättst a Leut' um di, daß di pfleg'n tät, wennst wieder a mal Bauchweh kriagst vom heurigen Most."

Anfänglich hatte der alte Grenzer bei diesem Gedanken lachend den Kopf geschüttelt. Er wußte selbst nicht, wie er auf einmal auf diese „furchtbare" Idee, die schwarze Damerlkathl zu heiraten, gekommen war, aber da er sie nun einmal hatte, spann er sie weiter aus und das Resultat war, daß ihn der Teufel am nächsten Tage zum Häusel der ehrbaren Wittib führte, der er sofort ohne Umschweife einen „bindenden" Antrag machte.

Die schwarze Kathl, die Leute nannten sie wegen ihrer löblichen Charaktereigenschaften die „Giftnudel", sagte nicht nein. Es war ihr eine Ehre, einen königlichen „Beamten" zu kriegen, und vier Wochen später zog sie als Frau Grenzaufseher in das schmucke Häuschen des Loisl.

Von jenem Tage an war es aber mit seiner Ruhe und seinem Frieden zu Ende.

Die schwarze Kathl bemächtigte sich sofort der Herrschaft, setzte ihren jungen Gemahl auf halbe Rationen in seinen Getränken, entzog ihm den Hausschlüssel und traf sonst noch mancherlei Verordnungen, welche dem Grenzerloisl mit einem Male seine ganze Freiheit raubten.

Anfänglich hielt er alles für Spaß, aber gar bald zeigte die Kathl, daß es ihr mörderlich Ernst war, und schon nach acht Tagen bekam der Grenzerloisl die ersten „schlagenden" Beweise ihrer Willenskraft zu kosten. Das hätte er seiner „Giftnudel" nicht zugetraut und ihre „Courage" imponierte ihm derart, daß er jeden Widerstand aufgab und sich geduldig in das Joch fügte, das er sich in einer unglaublichen Eselei selbst aufgeladen hatte.

Von nun an ward er der pflichtgetreueste und diensteifrigste Beamte, den die Ramsauer Grenzwache seit ihrem Bestehen besessen hatte. Tag und Nacht war er auf den Beinen, um den Schmugglern nachzustellen, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß das Grenzkommando in München die Wache verstärken ließ, weil in der Tat seit Monaten eine bis dahin unerhörte Schmugglerwirtschaft an den Tag gekommen war.

Der Grenzerloisl war jetzt nur noch zu Hause, um „ein Auge voll Schlaf zu nehmen" — dann aber brachte er sich wieder vor seinem zarten Ehegemahl in Sicherheit, denn die schwarze Kathl war eifrigst bemüht, sich in der schlagenden Handhabung von Besen- und Schrupperstielen künstlerisch auszubilden, wobei Loisl stets zum leidenden Teil auserwählt wurde.

Die Leute lachten über das dem früher so übermütigen Grenzerloisl widerfahrene Malheur, besonders die Dorfschönen gönnten ihm die tägliche „Reinigung" von ganzem Herzen, denn gar manche reifere Jungfrau war unter ihnen, die ebenfalls gern in das Häuschen des Grenzerloisl als Ehewirtin gezogen wäre.

Nun hatte er's.

Nur seine Zechkumpane bedauerten ihn aufrichtig, denn der Loisl war noch immer ein gemütlicher Kerl gewesen, der wahrhaftig seine „Giftnudel" nicht verdient hatte.

So stieg er denn eines Tages nach einer etwas „empfindlichen" Auseinandersetzung mit der Giftnudel wieder beklommenen Herzens hinauf ins Gebirge, um an der Grenzscheide seinen Posten zu beziehen. „Wenn i bloß nimmer hoam brauchert!" seufzte er ein ums andere Mal. „Wenn mi bloß oaner derschiaßen möcht', nachher waars aus mit mir!" Unter solchen pessimistischen Gedanken erreichte er das Grenzwirtshaus: „Zur Wasserscheide". Dort hatte er noch immer ausgerastet, denn der Wirt, der Kaltenbrunnertoni, war nicht nur sein Jugendfreund, sondern auch sein „Leidenskollege", weil er „auch so eine" auf dem Buckel hatte, vor der die Leute das Kreuz machten, wenn sie ihnen in den Weg kam.

Heute kam er gerade recht.

Der Kaltenbrunnertoni hatte einen frischen „Lauzen" angesteckt und im Herrenstübl saß bereits eine Corona von Förstern und Grenzern aus Oesterreich und Bayern zusammen, um dem edlen Tarokspiel zu huldigen.

Loisl zog seinen Mantel aus, hing ihn mitsamt der Mütze im Schankzimmer an einen Nagel und ging dann hinein zu den Freunden und Kameraden, um sich zu einem Spielchen niederzulassen. Aus einer Viertelstunde wurden aber mehrere und fast schien es, als ob die edlen Stammgäste gänzlich ihren Dienst vergessen hätten.

Mittlerweile, während draußen ein dichter Regen herniederprasselte, kam ein durchnäßter Mann von etwas verwildertem Aussehen in die Gaststube, der sich bei der Wirtin ein Glas Bier bestellte.

Die Kaltenbrunner Nandl, eine schielende, kleine, verwachsene Person, die nur ihres Geldes halber einen Mann bekommen hatte, legte bei seinem Eintritt warnend den Finger auf den Mund.

„Xaveri schau', daß du weiter kimmst", flüsterte sie ihm zu, „dös ganze Herrenstübl ist voll von Grenzern und Forstleut'n. Heut' nacht gibt's a Kesseltreib'n auf Enk. Bloß die Bertelsgadner wollen's noch derwarten, nachher geht's los auf zwoa Seiten. Alle Augenblick' müassen s' da sein."

„Himmelsakra, was mach i nu?" rief der Ankömmling verlegen aufspringend. „Auf die Weis' bin i ja richtig in 'ra Sackgassen einig'rennt. Mit knapper Not bin i von 'ner Viertelstund' den St. Johanner Grenzern auskomma."

Die verwachsene Wirtin „Zur Wasserscheide" — zuckte ratlos die schmalen Schultern. Sie war von jeher gegen den Willen ihres Mannes eine verschwiegene, treue Gehülfin und Warnerin der Wildschützen und Schmuggler gewesen, und es tat ihr jetzt aufrichtig leid, den Hauptmann der so energisch verfolgten Schmuggler ohne Hülfe lassen zu müssen, denn ein Versteck in ihrem Hause war so gut wie ausgeschlossen.

Mit einem Male aber richtete er sich, wie von einem rettenden Gedanken erfaßt, hoch auf.

„I hab's Nandl! Stell' di a bissel vor die Tür hin und laß koan außa", flüsterte er.

Die Wirtin tat, wie ihr geheißen, und blitzschnell sprang er zur Wand, wo Loisls Mantel und Mütze hing, bekleidete sich mit denselben und war zur Tür hinaus. Neben dem Stallgebäude war ein Holzhaufen. Aus diesem zog er ein Gewehr hervor und schritt dann ruhig den Weg entlang, der nach Ramsau hinabführt. Konnte er den Marktflecken noch vor Tagesanbruch erreichen, war er gerettet — es war ihm dann ein leichtes, nach Reichenhall zu gelangen und mit dem ersten Frühzuge wieder nach Salzburg zu entkommen.

Er war noch nicht eine Viertelstunde gegangen, als ihm bergauf einige Männer entgegenkamen, welche sein scharfes Auge trotz der herrschenden Dunkelheit als Grenzbeamte erkannte.

Es war das Kommando aus österreichisch Saalfelden, die sich an dem heutigen und morgigen Treiben beteiligen sollten.

„Himmelsakra, nu is g'fehlt, wenn mi mei Courage verläßt", dachte er sich, aber er war bereit, bis auf die letzte Minute sich durchzuschlagen.

Kühn trat er den vier Beamten entgegen und rief ihnen ein gebieterisches „Halt!" entgegen.

„Gut Freund. Grenzer aus Saalfelden!" lautete die Antwort.

„Grenzer aus Ramsau", entgegnete der Schmuggler mit Seelenruhe, dann reichten sich der Verfolgte und seine Häscher zum Gruße die Hand.

„Wohi auch nen, Kamerad?" sagte der Führer des österreichischen Kommandos.

„Ja, seit gestern bin i da zur Aushülf'. Brunner hoaß i, Jackel Brunner."

„Sö, so — na, dann werd'n wir uns schon näher kenna lerna", meinte der Führer gemütlich. „Aber wo wollen S' dann jetzt hin, Kamerad. Es is ja no viel zu früah."

Den Bertelsgadnern will i entgehen", sagte der Schmuggler trocken. „Sie sollen an andern Gangsteig einschlag'n."

„Dös is schön. Wir geh'n jetzt auffi in die „Wegscheid'", versetzte der Führer arglos, „is was los ob'n?"

„Na, dös möcht' i moana!" sagte der Pascher mit der